



Das Feuilleton

ZEITUNG FÜR DEBATTE, KULTUR, MEDIEN UND ZEITGESCHEHEN



Der Wert des Alten

Ursula Huber und Stefan Kainz über die Schönheit des Restaurierens und warum es manchmal unheimlich ist.

SEITE 14

HURRA! HANDSCHRIFT HILFT DEM HIRN

TINTEN-RENAISSANCE. Dass das Lesen auf Papier toll, spitze und einzigartig ist, das haben wir in der ersten Ausgabe dieser Zeitung ja schon hinreichend erklärt. Aber wir werden auch weiterhin nicht müde im Aufspüren von heute unterschätzten analogen Kulturtechniken. Da wäre zum Beispiel das Schreiben auf Papier mit einer Füllfeder oder einem Bleistift, ja selbst mit einem Werbekuli. Im Gespräch mit Schreibtrainerin Silke Schwaiger hat sich „Feuilleton“-Autorin Betina Petschauer erklären lassen, warum man sich Dinge oft besser merkt, wenn man sie mit der Hand aufschreibt. Die Expertin beobachtet einen Trend: „Gerade bei den jüngeren Generationen wird zwar weniger mit der Hand geschrieben, weil das informelle Schreiben am Smartphone dominiert. Aber es gibt auch Gegenbewegungen: Man sieht das an der Vielzahl an Papeterien in Wien, in denen schön gestaltete Notizbücher, Bullet Journals, Stifte und Papier angeboten werden.“ Das ergibt auch Sinn: Denn selbst die Farbe des Notizbuchs und die Beschaffenheit des Papiers können da schon einen Unterschied machen. Und sogar digitale Geräte wollen das Papier-Feeling nun nachahmen - wie, lesen Sie ab Seite 8

IN DIESER AUSGABE

- A.L. Kennedy:** Die Autorin über die Macht der Worte Seite 7
- Dry January:** Das geht ganz sicher nicht mit diesen Schwips-Hits Seite 10
- Erinnerungskultur:** Gibt es eine Alternative zum „Nie wieder“? Seite 20
- Ureinwohner:** Wie indigene Schriftsteller ihre eigene Geschichte erzählen Seite 24

feuilleton.online
Herausgegeben von Bernhard Baumgartner,
Christina Böck und Matthias Greuling
Ausgabe 1/2024, Monatsschrift,
Österreichische Post AG, MZ 23Z044041 M,
Retouren an Postfach 555, 1008 Wien
Das Feuilleton, Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien



ENTRÉE: Bis dass die Müllverbrennungsanlage uns scheide

Das Jahr 2024 bringt einige Neuerungen. Einer der größten Aufreger des noch jungen Jahres: Alle müssen nun die besonders beliebte ORF-Gebühr zahlen, ganz gleich, ob sie einen Fernseher haben oder nicht. Aber wer hätte gedacht, dass das gar nicht die nervigste Neuregelung ist, die das Jahr zu bieten hat. Denn der eine oder andere hat bestimmt bereits mit den Segnungen der EU-Richtlinie 2019/904 Bekanntheit gemacht. Diese sorgt nämlich dafür, dass es ab Mitte 2024 verboten ist, bei Getränkeflaschen und Packerln den Verschluss abschrauben und entfernen zu können. Denn der Drehstöpsel muss nun fest mit dem Gebinde verbunden sein, sodass er nicht verloren gehen kann (es sei denn, dass man ihn in einem Anfall zivilen Ungehorsams abreißt). Das sorgt dafür, dass bei vielen Herstellern der Verschluss



beim Trinken aus der Flasche schlicht und einfach im Weg ist. Er pikst in die Wange oder sorgt im schlimmsten Fall dafür, dass man die Lippen gar nicht richtig schließen kann. Das hat erstaunliche Erziehungseffekte: Wer hätte gedacht, dass eine EU-Richtlinie einmal die Europäer dazu zwingen wird, ein Glas zu verwenden, um sich nicht anzuschütten? Zwar tritt die Richtlinie erst zur Jahresmitte in Kraft, aber viele Hersteller haben ihre Produktion bereits umgestellt. Die anderen folgen in Kürze. Eine Vielzahl an neuen Mechanismen kommt da auf uns zu, der eine besser, der andere weniger. Doch der Sinn des Ganzen erschließt sich ebenso wenig wie die Frage, was sich manche Designer dabei gedacht haben. Denn zumindest in unseren Breiten ist das Verlorengehen des Stöpsels kein relevantes Problem: Deutsche Zahlen

sprechen von 98 Prozent der Flaschen, die mitsamt Stöpsel zurückgehen. Da wird man nicht mehr viel verbessern können. Und man fragt sich, wer denn die ganzen Verschlüsse verloren hat, die angeblich an den europäischen Stränden ein so großes Problem darstellen, dass man per Verordnung in eine ganze Industrie eingreifen musste. Der Treppenwitz dabei ist übrigens, dass die Verschlüsse beim Recycling erst recht wieder von den Flaschen getrennt werden müssen, da es sich nicht um denselben Kunststoff handelt. Da diese Trennung in Österreich aber kaum eine Recycling-Anlage automatisiert schafft, werden sie wohl vorerst zusammen verbrannt. So bleibt im Feuer doch zusammen, was vorher zusammengeschweißt wurde. Die Frage nach dem Sinn der Übung muss da wohl offen bleiben. baumgartner@feuilleton.online

Foto: ZVG

Leitartikel

Nein, das wird nicht „unser“ Jahr

So, und was machen wir jetzt mit dem angebrochenen Jahr?

EIN NEUES JAHR! Wird 2024 schlimmer als 2023? Wahrscheinlich. Aber langsam sollten wir damit umgehen gelernt haben.

mit der Klimakrise. Wenn wir denn einmal anfangen, damit umzugehen.

Die vergangenen Jahre haben einem ja eigentlich beigebracht: Besser nicht zu viel erwarten. Besser keine großen Pläne machen, besser nicht in Sicherheit wiegen. Und auf gar keinen, absolut gar keinen Fall denken, dieses Jahr wird „dein Jahr“.

Denn dann kommt alles, was aber so was von verhindern wird, dass dieses Jahr zu „deinem Jahr“ wird. Pandemie, Krieg, Inflation, noch ein Krieg, heißester Sommer seit immer, eine Autobiografie von Prinz Harry. Und so weiter.

Ein Internetwitz hat das schon rund um den vorigen Jahreswechsel gut auf den Punkt gebracht: „Ich will gar nicht, dass 2023 ‚mein Jahr‘ wird. Ich will einfach, dass 2023 reinkommt, sich hinsetzt, die Schnauze hält und nix anfasst, damit es endlich mal wieder ein Jahr lang nicht schlimmer wird als im Jahr zuvor. Danke.“

Das könnte auch für 2024 gelten.

Oder man lernt etwas anderes aus diesen Jahren. Wenn man eh schon auf alles gefasst ist, dann kann man damit auch arbeiten. Denn nun hat man ja schon die eine oder andere Erfahrung gemacht, mit der man gewappnet in die Zukunft gehen könnte.

Zum Beispiel weiß man nun schon, dass ein großer Teil der Bevölkerung traditionellen Medien und den darin arbeitenden Journalistinnen und Journalisten nicht mehr oder zumindest nicht mehr im selben Ausmaß wie früher vertraut. Die Versuchung ist groß, sich beleidigt in den Elfenbeinturm zu verziehen. Zukunftsfähig ist das natürlich nicht. Denn in Kombination mit der um sich greifenden Wissenschaftsskepsis und der Eroberung der Welt durch die Künstliche Intelligenz ist das eine überaus gefährliche Mischung. Schließlich wird die erfolgreiche Vermittlung von wissenschaftlichen Erkenntnissen eine, wenn nicht die entscheidende Rolle spielen bei unserem Umgang

Schnurre aus der Jahresvorschau der Wikipedia: 2024 endet die von der UNO ausgerufene „Dekade der nachhaltigen Energie für alle“. Zehn Jahre, die uns so richtig weitergebracht haben. Übrigens hat eine Umfrage Ende des Vorjahres auch den Aktivistinnen der „Letzten Generation“ einen eklatanten Vertrauensmangel attestiert. Keine ganz unlogische Entwicklung. Als Klimakleber wurden sie von Medien lächerlich gemacht, von der Politik mit Terroristen gleichgestellt und von aufgehaltenen Autofahrern am liebsten spontangelyncht.

Jetzt kann man sagen: Die haben ihrer Sache ja dann wohl kaum gedient. Aber gerade mit jenen Aktionen, die besonders zu verurteilen sind, den Farb-, Öl- oder Suppen-Attacken auf berühmte Kunstwerke, haben sie unfreiwillig tatsächlich einen wunden Punkt, eine schleichende Gefahr unserer Zeit getroffen. Was wäre unsere Gesellschaft ohne Kunst? Wie wirkt es sich aus, wenn Kultur unsichtbar wird, weil nicht mehr über sie berichtet wird? Oder wenn es kein Geld mehr für sie gibt, weil sie nicht marktkonform ist? Oder weil politische Kräfte sich eine „andere“ Kultur wünschen?

In der Lockdown-Zeit hat die britische Schriftstellerin A.L. Kennedy beobachtet, dass es gerade mal zwei Wochen angehalten hat, dass sich Menschen plötzlich wieder für Kultur interessiert haben (Interview Seite 7). Nicht nur, weil sie ohne jede Schwellenangst im Wohnzimmer konsumierbar war. Sondern auch, weil sie durch Schließungen zur Mangelware geworden war. Diese Verlustangst ist auch eine Erkenntnis, die man mitnehmen könnte ins neue Jahr. Will man etwas bewahren, dann muss man es pflegen.

Also, was machen wir mit dem angebrochenen Jahr? Einmal mehr, als man vorgehabt hat, ins Theater, in die Oper, ins Programmokino gehen vielleicht. Oder den stationären Buchhandel aufsuchen, statt beim Onlineriesen den Schnellklick zu machen.



Christina Böck ist Chefredakteurin und Herausgeberin von „Das Feuilleton“.

Foto: Julia Sixx



Sie können unter www.feuilleton.online ein Abo abschließen

IMPRESSUM

Das Feuilleton

Medieninhaber:
Verein zur Förderung des österreichischen Feuilleton-Journalismus (VFFJ)
Postanschrift: Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien
ZVR: 1527887965, UID: ATU79850813, IBAN: AT69 2011 1848 9174 8300

Herausgeberin und Herausgeber:
Bernhard Baumgartner, MA, Mag. Christina Böck, Matthias Greuling, BA
Chefredaktion: Mag. Christina Böck
Co-Herausgeberinnen und Co-Herausgeber:
Severin Groebner, Julia Wagner

Ständige Kolumnistinnen und Kolumnisten:
Severin Groebner, Walter Gröbchen, Mag. Claudia Aigner

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:
Gunther Baumann, Mag. Judith Belfkih, Ganna Gnedkova, Walter Gröbchen, Mag. Klaus Huhold, Dr. Clemens Marschall, Dr. Petra Paterno, Betina Petschauer, Andreas Rauschal, Dr. Andrea Reisner, Sarah Riepl, Martin Rolshausen, Mag. Uwe Schögl, Mag. Andreas Tesarik
Fotoredaktion: Robert Newald, Katharina Sartena. Lektorat: Dr. Barbara Giller

Verlagsort: Wien

Grafik, Layout und Design:
Matthias Greuling Werbeagentur, 2340 Mödling
Hersteller: Megadruck, 26655 Westerstede

Einzelpreis: 5,90 Euro inkl. 10% UST
„Das Feuilleton“ erscheint in Print zehn Mal im Jahr.
Jahresabo: 60 Euro inkl. 10% UST
Bestellungen: abo@feuilleton.online
Telefon: 0664 / 996 040 39, from abroad: +43 664 996 040 39 (Mo, Mi, Fr von 14-16h)

Website: www.feuilleton.online, Mail: office@feuilleton.online

Die Offenlegung gem. §25 Mediengesetz ist ständig hier abzurufen:
www.feuilleton.online/kontakt/impressum-datenschutz

Die rote Linie

Im Superwahljahr 2024 lauern rote Linien überall

Im Superwahljahr 2024 werden bestimmt viele rote Linien überschritten. Schon bei den Gemeinderatswahlen in Salzburg und Innsbruck werden die Polit-Kontrahenten eifrig im Mist ihrer Mitbewerber wühlen, um einander anzukübeln. Dann geht's im Juni - ungleich bedeutender - um die Wahl zum EU-Parlament, das für viele Österreicher aber so weit weg ist, wie der Boden- vom Neusiedlersee, um bei inländischen Dimensionen zu bleiben. Die einen sind den anderen quasi wurscht. Übersetzt auf die EU-Wahl heißt das: Es geht wieder einmal niemand hin. Was natürlich das Überschreiten einer roten Linie durch die Wählerschaft bedeutet.

Dann kommt es zum Showdown der „alten“ weißen Männer bei der voraussichtlich im September stattfindenden Nationalratswahl. Da muss man dann wieder die Band zusammenstellen, die uns die nächsten fünf Jahre mit Regierungshits beschallt. Man muss aber selbst hingehen, ein SMS-Voting ist nicht vorgesehen. Zuletzt haben die Regierenden bekanntlich kein Fettnäpfchen ausgelassen und

müssen vergessen machen, dass das Land seit Jahren unter einer langen Kurz-Depression, einem billigen Nehammer-Burger-Menü und einer bedeutsamen Schreibschwäche des Wortes Rückgrat bei den Grünen stöhnt. Für Nehammer und Kogler stellt sich die Existenzfrage, aber auch für die SPÖ und deren Superbürgermeister Babler, der zur Zeit noch überlegt, mit welchem Schmäh er die Großen dazu bringen kann, ihn endlich mitspielen zu lassen. Auch die in der eigenen Partei.

Und selbst, wenn alle beteuern, mit Herbert Kickls FPÖ nie und nimmer koalieren zu wollen, wird das wohl die wichtigste rote Linie des Jahres sein. Wer traut sich trotzdem?

Wenn sich da jemand findet (in Niederösterreich war es trotz anders lautender Versprechen auch kein Problem), dann verläuft die rote Linie schnurstracks durch die Hofburg: Gemeint sind damit nicht die Kordeln, die als Absperrungen dienen, sondern die Unterschrift des Herrn Bundespräsidenten auf dem Dokument, das im Spätherbst die neue Regierung legitimiert.

MATTHIAS GREULING



Ganz alte Witze

HUMOR.

Von Flatulenzen und anderen Tabubrüchen: eine Tour d'horizon zu den ältesten Witzen der Menschheitsgeschichte.

ANDREAS TESARIK

Kommt ein Pferd in die Bar ... Oder eher: Treffen sich zwei Skarabäen bei den Pyramiden ...? Vielleicht hatten die altägyptischen Comedians gar keinen stereotypen Einstieg, wenn sie in der „Bar zum Krokodil“ ihre Gags zum Besten gaben. Die Ägyptologie gibt dazu leider keine Auskunft.

Sehr wohl weiß man hingegen, worüber unter der 13. Pharaonen-Dynastie vor rund 3.600 Jahren gelacht wurde. Ein Papyrus aus dem Ägyptischen Museum in Berlin überliefert den ältesten Witz aus dem alten Ägypten, und der geht so: „Wie unterhält man einen gelangweilten Pharaos? Man schickt ein Boot voll junger Frauen, die nur mit Fischernetzen bekleidet sind, den Nil hinunter und ermuntert den Pharaos, Fische zu fangen.“

Den Scherz würde man heute wohl nicht mehr erzählen. Immerhin ist er ein schöner Fund für alle, die über Geschlechterhierarchien nachdenken. Und er belegt betrüblicherweise, dass der sogenannte Herrenwitz in einer leider langen Traditionslinie steht.

LAKONISCH ANZÜGLICH

Sie reicht sogar noch weiter zurück. Vor nahezu 4.000 Jahren wurde in Mesopotamien der folgende Schenkelklopfer in eine Tontafel gedrückt, und er verdient eine Triggerwarnung. Wir distanzieren uns ausdrücklich von dieser Zote und führen sie nur aus historischen Gründen an. Sie lautet, aus dem Sumerischen übersetzt: „Was ist seit undenklichen Zeiten noch nie passiert? Eine junge Frau sitzt auf dem Schoß ihres Mannes und furzt nicht.“ Nun ja, vielleicht waren die alten Sumerer besonders kindische Leute.

Jedenfalls ist dies der allerälteste bekannte Witz und wird als solcher in den Guinness World Records geführt. Das ist Paul McDonald, Professor an der University of Wolverhampton, zu verdanken, der 2008 für einen englischen TV-Sender die zehn frühesten Perlen des Humors zusammengetragen hat, die, wie es sich für einen Witz gehört, als kurze Erzählungen oder Fragen in eine Pointe münden.



Obwohl für die Top Ten mit einem Alter von nur 1.000 Jahren zu taufisch, soll der älteste Witz Englands hier nicht fehlen. Es sei gespoilert, dass er in eine ähnlich anzügliche Richtung zielt, dann aber lakonisch die Kurve kratzt. Sagt ein Angelsachse zum anderen: „Was hängt an eines Mannes Schenkel und möchte in das Loch stoßen, in das er schon oft gestoßen hat? Ein Schlüssel.“

Die ältesten und nie versiegenden Quellen für Witzeleien sind offenbar Genitales und Fäkales. Da liegt es nahe, an Sigmund Freud zu denken. Laut seiner gern zitierten Theorie des Witzes und seiner Beziehung zum Unbewussten ist dieser, stark verkürzt gesagt, ein Mittel freudvoller Regression: Die Lust der „Witzarbeit“ (offenbar ist Spaß kein reines Vergnügen) entsteht daraus, spielerisch die Triebkontrolle zu überrumpeln. Der Witz überspringt blitzartig die Hemmschwellen der guten Sitten und die psychische Energie, die nun nicht mehr darauf verwendet werden muss, Lust und Aggression zu zügeln, befeuert eine komische Euphorie, die „die Stimmung unserer Kindheit“ wiedererweckt, in der wir „den Humor nicht brauchten, um uns im Leben glücklich zu fühlen“.

Sind Witze somit per se unanständig oder aggressiv? Müssen sie es sogar sein, um nicht zu langweilen? Zumindest sollte in ihnen etwas aufblitzen, das (freudianisch gesagt) im Vorbewussten schlummert und eigentlich dort bleiben sollte. „Worüber man nicht reden darf, darüber lässt es sich trefflich scherzen“, schreibt der Autor Robert Sedlaczek in seinem „Unan-

ständigen Lexikon“. Das können tabuisierte Körperfunktionen sein, die sich ausgerechnet dann melden, wenn man auf dem Schoß des Ehemanns sitzt.

Tabuisiert ist vielerorts auch die hohe Politik, die besonders in Diktaturen keinen Spaß versteht. In den Witz vom gelangweilten Pharaos wird man schwerlich eine Kritik an der Obrigkeit hineinlesen können, aber ein mädchenfischender Herrscher muss doch so absurd erschienen sein, dass eben darauf die Pointe gesetzt wurde. Und was absurd ist, aberwitzig, ist ähnlich unanständig wie die verkehrte Welt des Karnevals. Ein Witz kann die vernünftige Ordnung des Alltags aushebeln und in fröhlichen Nonsens münden. Und dann kommt kein Mensch in die Bar, sondern ein Pferd.

SEXISTISCHE SCHERZKULTUR

Was übrigens gar kein moderner Gag ist. In einem 3.700 Jahre alten sumerischen Witz, die Sumerer waren offenbar ein spaßiges Volk, ist ein Hund der Barbesucher. Die Komik dieses Witzes bleibt allerdings rätselhaft: Der Hund kommt in eine Schenke, sieht nichts und fragt, ob er etwas öffnen soll ... – fertig. Vielleicht steckt ein heute unverständliches Wortspiel dahinter, die Forschung ist ratlos.

Zur Ehrenrettung der humoristischen Menschheit sei ausdrücklich festhalten, dass nicht alle Witze aus alten Kulturen unter die Gürtellinie zielen. Selbst Gottheiten müssen herhalten und auch der Tod kommt nicht zu kurz. Ebenso erhalten bestimmte Berufe, Völker und Klischeefiguren ihr Quantum Spott: Etwa im

„Philogelos“ (deutsch „Lachliebhaber“), der einzigen erhaltenen Witzesammlung aus der Antike, die unter Altphilologen nicht gerade den besten Ruf genießt. Dabei würden etliche der Pointen über Geizhalse, Studierende oder Leute mit Mundgeruch noch heute zünden. Zwei der 265 Witze haben es auf Paul McDonalds Liste geschafft: Sie handeln von einem toten Esel und einen schwatzhaften Barbier, der seinen Kunden fragt, wie er ihm die Haare schneiden soll. Dieser antwortet: „Schweigend.“

SPASSBREMSE FRAU?

Bei aller Heiterkeit ist allerdings nicht zu übersehen: Frauenfreundlich waren viele der Witze vom Nil, aus dem Zweistromland und im alten Rom nicht gerade. Als Milieu der genannten ältesten Belege wird man getrost Männerunden annehmen dürfen. Sollte es im Altertum etwa keinen explizit weiblichen Humor gegeben haben, keine Revanche für eine sexistische Scherzkultur stolzer Alphamännchen? Oder wurde davon bloß nichts aufgeschrieben?

Zumindest eine ist bekannt, die sich kaum ein Blatt vor den Mund nahm: Iulia, die Tochter des ersten römischen Kaisers Augustus. Einige ihrer schlagfertigen Sarkasmen überliefert der spätantike Autor Macrobius, und wenn diese frivolen Frechheiten nicht nur erfunden wurden, um den Ruf der Kaisertochter zu ruinieren, hat sich Iulia in der römischen Männerwelt erstaunlich viel herausgenommen. Doch sind das biografisch fixierte Anekdoten und keine Witze, die auch unter anderen Umständen zu einer anderen

LOL (Laughing Out Loud), also herzlich lachen, wollte man schon im Alten Ägypten über den Pharaos.

Zeit von jemand anderem erzählt werden könnten.

So unbefriedigend es ist: Die bekannten Quellen bieten schlicht keine Belege, die Frauen eindeutig oder implizit als Erzählerinnen von Witzen nahelegen. Für die römische Antike konstatiert die Cambridge-Professorin Mary Beard („Das Lachen im alten Rom“), dass der Humor von Frauen dieser Epoche weitgehend im Dunkeln bleibt und eine „Tradition des subversiven weiblichen Lachens“ anscheinend völlig fehlt. Ähnliches schreibt Ludwig Morenz in seiner „Kleinen Archäologie des ägyptischen Humors“ über die pharaonische Zeit.

Das mag daran liegen, dass Witze nicht zur hohen Kultur gezählt und überhaupt nur wenige überliefert wurden. Ganz sicher aber und vor allem liegt es an dem klaren Machtgefälle zwischen den Geschlechtern, wenn es darum ging zu bestimmen, was aufgezeichnet und tradiert wurde oder eben nicht.

Die Abwesenheit von Belegen ist aber noch kein Beleg für Abwesenheit: Selbst eine über 4.000 Jahre klaffende Leerstelle bedeutet nicht zwingend, dass die Frauen dieser Zeit allesamt bierernste Spaßbremsen gewesen wären. Vielleicht kursierte einst in Alexandria ein Witz darüber, wie man die gelangweilte Pharaonin Kleopatra unterhalten könnte (man nehme ein Boot voll gut gebauter Jünglinge ...); wer weiß, welche Papyrus-Pointen noch unwürdigt im Wüstensand schlummern.

Wohl unbeabsichtigt ist die herbe Komik dieser Geschichte: Der griechische Maler Zeuxis, so behauptet ein Text aus dem 2. Jahrhundert, soll sich buchstäblich totgelacht haben, und zwar über eines seiner eigenen Bilder. Es soll eine alte Frau gezeigt haben, und eine solche taugte in der Kunst der Antike gerade noch als lächerliche Figur. Offenbar war speziell diese so ergreifend dargestellt, dass der arme Zeuxis darüber sein Leben auskicherte.

Auch wenn es eine anachronistische Sicht auf diese Anekdote ist, die gar nicht als Witz intendiert war: Es liegt ein gewisser comic relief darin, dass eine althergebrachte misogynie Komik ihrem Urheber an den Kragen ging. 

Stumm wie ein Panzer

Zwei Jahre Krieg nach Putins Angriff auf die Ukraine: Von Déjà-Vus, Worten, die man nicht mehr verwendet, und dem Hoffen auf ein Wunder.

GANNA GNEDKOVA



Fotos: Unsplash, Anastasia Krutolova, Benjamin Marder



Oben: Der Hund darf nun nicht mehr das Bett „okkupieren“. Rechts: Darf man noch auf ein Wunder hoffen?

Ich gehe in die Kälte, ich trage ein selbst gebasteltes Plakat: „Die Ukraine ist Europa“, bin umhüllt von der großen ukrainischen Flagge und ich möchte glauben, dass diese Flagge mein Amulett oder meine Schutzweste ist. Hunderte meiner Landsleute tun dasselbe und versammeln sich auf einem der Hauptplätze der Stadt zur ukrainischen, proeuropäischen Demo. Die Stimmung ist durcheinander: Einerseits muss die Demonstration stattfinden, denn es muss betont werden, dass die Ukraine souverän und unabhängig ist und sich eine europäische Zukunft wünscht, andererseits scheint die Lage für uns fast hoffnungslos zu sein. Russland mischt sich in jede politische Entscheidung, droht und verlangt, die EU zögert und ist unschlüssig, während die Ukraine im Blut ertrinkt.

Welches Jahr haben wir? Es ist Dezember 2014 und ich bin auf dem Majdan Nesaleschnosti Platz in Kyjiw. Putins Marionette Wiktor Janukowytsch lehnt eine Unterschrift unter einem geplanten Assoziierungsabkommen mit der EU ab, weil er die Ukraine für wirtschaftlich noch nicht reif hält. Die ersten Studentenproteste werden von der Berkut-Spezialeinheit mit exzessiver Gewalt auseinandergetrieben und die Proteste nehmen Massencharakter an. Die Scharfschützen beschießen die Protestierenden, die Berkut-Spezialeinheit führt ihre Massaker gegen die Zivilisten durch. Autoreifen werden angezündet. Die Widerstandskämpfer können nur auf ihre Holz- oder Metallschilder, Schilde, Molotowcocktails und ein Wunder hoffen. Es besteht keine Garantie, dass ein Wunder tatsächlich geschieht, aber der Kampf geht weiter, weil es das Einzige ist, was sich noch richtig und gerecht anfühlt.

BESCHOSSENE GEDENKTAGE

Nein, es ist Dezember 2023 und ich bin auf dem Heldenplatz in Wien. Putins Freund Viktor Orbán lehnt die EU-Beitrittsverhandlungen

mit der Ukraine ab, weil er die Ukraine für noch nicht bereit hält. Drei von sieben gesetzten Vorbedingungen seien von der Ukraine noch nicht erfüllt worden, sagt er bei seiner Ankunft in Brüssel. In meiner Heimatstadt Kyjiw heult heute, am 14. Dezember, schon zum fünften Mal Luftalarm – Russland beschießt die Stadt mit Raketen. Das ist schon typisch Russland: Alle bisher stattgefundenen Friedensverhandlungen mit Russland, jeder ukrainische Feier- oder Gedenktag, wie zum Beispiel der Tag der von der Sowjetunion ausgelösten Hungersnot 1932-1933, wird seitens Russlands nicht mit Waffenruhe, sondern mit einem lauten „Waffenkonzert“ begleitet. So viel zu der Bereitschaft Russlands, den Krieg diplomatisch zu beenden oder seine Schuld an dem vor 90 Jahren durchgeführten oder an dem gerade anhaltenden Völkermord in der Ukraine zu bekennen.

EIN DÉJÀ-VU

Meine Mutter, mein Vater und unser 10-jähriger Hund sind in der Kyjiwer Wohnung und können nur darauf hoffen, dass unser vierter Stock sicherer als der vierzehnte ist. Dass das Sitzen zwischen zwei Wänden ein wenig schützt und dass die Kyjiwer Luftabwehr die Raketen rechtzeitig abschießt. Im Internet gibt es mittlerweile schon Gerüchte, dass der EU-Gipfel eine Woche statt zwei Tagen dauern wird, weil die EU sich nicht einig bei der Entscheidung ist, und dass die Ukraine laut einigen Prognosen dieses Jahr kein grünes Licht bekommt. „Die Hoffnung stirbt zuletzt“, seufzt meine Mutter, und dieser klischeehafte Spruch trifft mich wie nie zuvor, weil meine Hoffnung einen für mich sichtbaren, blutenden Körper, die Grenzen der Ukraine und die Farben der ukrainischen Flagge hat und tatsächlich

sterben kann, wenn kein Wunder geschieht.

Im März 2022 sehe ich ein Graffiti in Wien mit einem anderen Spruch, der mich auch tief trifft, und schreibe das Gedicht „Flucht- und Rettungsplan“, das einen Monat später im Wolfgang-Magazin veröffentlicht wird:

Seit dem Krieg in Syrien
gehe ich jeden Tag in Wien
an einem Graffiti vorbei
Refugees Welcome
korrigiert
Refugees NOT Welcome
korrigiert
ALL Refugees NOT Welcome
korrigiert
NOT ALL Refugees NOT
Welcome
Eine Weile hält sich
dieser Spruch
März 22
eine neue Korrektur
Ukrainian NOT ALL Refugees
NOT Welcome
Alles beginnt von vorne
für Menschen in NOT

Als Ukrainerin merke ich, dass nicht nur mein Bezug zu der Zeit, sondern auch mein Bezug zu den Wörtern sich seit dem Kriegsbeginn verändert hat. An Worte glaube ich nun viel weniger als an Taten. Die Worte der russischen Sprecher und Sprecherinnen können lügen, aber

die Vergewaltigungen, die Folterungen und die Kindesentführungen, mit denen russische Soldaten auf ukrainischem Territorium seit 2014 fortfahren, sprechen lauter als Worte. Putin mag behaupten, dass er die russischsprachige Bevölkerung in der Ukraine schützt, aber sein Wunsch, einen Déjà-vu-Moment zu erleben und in die Sowjetunion im 21. Jahrhundert zurückzukehren, ist sichtbar. Statt der Worte sprechen die Kriege, die er seit dem Beginn seiner Präsidentschaft führt: Tsche-

tschenien, Georgien, Syrien, die Ukraine.

Auch bei der Unterstützung der Ukraine zählen die Taten mehr als Worte, real wirkende Sanktionen mehr als tausendmal ausgesprochene „tiefe Besorgnis“, und Beteuerungen der Solidarität und tatsächlich gelieferte Panzer und F-16, ihre Anzahl und das Lieferungsdatum bedeuten mehr als jede versprochene Waffe, die nie ankommt.

ANGRIFF AUF SPRACHKULTUR

Meine Worte haben wenig Wirkung und können keine russischen Raketen stoppen. Aber sie können durchaus verletzen, und deswegen richte ich die härtesten Texte gegen die Gegner der ukrainischen Demokratie und Souveränität und passe auf, dass meine Worte niemandem von den Landsleuten tief unter die Haut gehen. Hier ist die nicht vollständige Liste der nun zweideutigen Ausdrücke, auf die ich während des laufenden Krieges verzichten muss: „Bombe!“ („Klasse!“); „Schau, unser Hund hat meine Bett-hälfte okkupiert!“; „Könnten Sie das noch einmal für die im Panzer Sitzenden wiederholen?“ (für langsam Denkende), „Stumm wie im Panzer“ (so spricht man über eine Abwesenheit jeder Rückmeldung oder über eine hoffnungslose Lage). Woher kenne ich diese Ausdrücke? Sie sind Teil der Volksfolklore, aber auch Teil der Sprachkultur meiner Großeltern, die den Zweiten Weltkrieg durchleben mussten. Diese Wörter sind ein Widerhall ihres Krieges, sie sind das Schreckliche, das man komisch gemacht hat, um es überhaupt nacherzählen zu können. Sie sind verblasste Begriffe für damals reale Waffen und Tod, die mich nun – wieder so ein Déjà-vu – vorerst an reale Waffen und Tod erinnern.

In dieser ewigen Wiederholung des gleichen Leides erscheint die Lage hoffnungslos. Aber dabei erinnere ich mich daran, wie hoffnungslos der Kampf gegen die bewaffneten Spezialeinsätze von Janukowytsch Anfang 2014 erschienen ist und daran, wie Wiktor Janukowytsch im Folgenden aus der Ukraine fliehen musste.

Es ist der 14. Dezember 2023, spätabends, und ich lese die Nachrichten: Es wurden die EU-Beitrittsgespräche mit der Ukraine und der Republik Moldau eröffnet, Georgien erhielt den Status eines Beitrittskandidaten, Bosnien-Herzegowina kann mit der Chance auf EU-Beitrittsverhandlungen rechnen und – und Viktor Orbán verließ den Raum vor dem Beschluss, was das erhoffte Wunder möglich gemacht hatte.

Ganna Gnedkova (geb. 1992 in Kyjiw) ist ukrainische Autorin, Buchkritikerin und Literaturübersetzerin vom Englischen und Deutschen ins Ukrainische und umgekehrt, zuletzt auf Deutsch erschienen: W. Domontowytsch Das Mädchen mit dem Bären (Septime Verlag). Ende 2022 veröffentlichte Passagen Verlag ihren Essayband: Ganna Gnedkova (Hg.) Ukraine mon amour: Stimmen einer freien Nation. Ganna Gnedkova ist Gründerin und Obfrau des Medienzentrums der ukrainischen Community in Wien (mucwien).





Cartoon: Margit Kramer

Die Meme-alyse

Selfie-Katzen

Die Internet-Witz-Kategorie der „Katzen-Memes“ ist eine überaus reichhaltige. Kein Wunder bei 22 Millionen Fantastilliarden Einträgen im World Wide Web zum Thema Nummer 1. Hier sehen wir eine Erscheinungsform der Unterkategorie „Katzen, die Sachen wie Menschen machen“. Also trivial gesagt, eine anthropomorphisierende Darstellung mit adaptiver Charakterisierung eines domestizierten Tieres. Diese Katze hat das Auftreten, das diesen Haustieren vorwiegend zugeschrieben wird: unbeeindruckt, selbstsicher, arschcool. Der beige stellte Text dient als Gedankenblase dieser Felinen: „Wenn man mit seinem extrovertierten Freund ein Selfie macht.“ Hinter der Katze ist deutlich ein Schäferhund mit reichlich vertrottelttem Gesichtsausdruck zu sehen. Der Bildtext ist also wirklich sehr höflich formuliert. Keine

when you take a selfie with
your extrovert friend



Frage, der Hund ramponiert den Coolness-Faktor des Selfies gewaltig. Wenn man bedenkt, dass so eine Selfie-Produktion für eine Katze, die sich ja erst ein Handy besorgen muss und dann die Gesichtserkennung knacken muss, rein praktisch von beachtlichem Aufwand ist, dann kann man ihren übelgelaunten Gesichtsausdruck schon nachvollziehen.

Es ist übrigens durchaus genretypisch, dass ein Hund hier der Selfie-Crasher ist. Die wechselhafte Beziehung der so unterschiedlichen Haustiere steht oft im Fokus solcher Memes. Meistens steigt der kanine Kollege dabei nicht besonders gut aus. Die moralische, intellektuelle und habituelle Überlegenheit der Katze steht eigentlich nie außer Frage. Zu einiger Berühmtheit unter den Selfie-Katzen hat es übrigens der getigerte Manny aus Arizona gebracht. Zu Recht, beherrscht diese Katze doch sogar Photoshop: Manfred holt sich exotische Fotobomber als Gesellschaft. So posiert er mit einem Löwen, allerlei Affen und sogar mit einer Robbe - in einer Hochschaubahn. Eine Katze mit erstaunlich weiträumigem Freigang.

Die immer besser ausgeprägten technischen Fähigkeiten der Katze imponieren. Nicht selten porträtiert sich Manfred beim behutsamen Justieren der Kameraposition, wie auch bei jenem von Katzen-Meme-Archäologen als Ursprungs-Katzenselfie gehandeltem Bild. Da streckt Manny konzentriert die Zunge raus, offenbar in Erwartung der Fotoserie seines Lebens. Der Text dazu verheißt: „Ich stell hier nur kurz die Kamera hin, dann gibt's für euch auf die Fresse“. Im Hintergrund stehen (noch) zwei interessierte Rottweiler. David gegen zwei Goliathe. Mehr Katzen-Heros geht nicht.

CHRISTINA BÖCK

Monatsabrechnung

Gelernt ist gelernt

Es ist ein Ausdruck der Verzweiflung. Der Resignation. Der Das-hat-doch-alles-keinen-Sinn-Einstellung. Oder wie es der Dialekt ausdrücken würde: Ah geh! Za was?!

Denn wenn einer den Satz beginnt mit: „Als gelernter Österreicher ...“, dann weiß man schon: Was nun folgt, ist die Geschichte einer Niederlage. Gleich hören wir, wie irgendetwas nicht geklappt hat, nicht klappt oder niemals klappen wird. Aber zu der Geschichte mit unhappy ending kommt auch noch eine Interpretation dazu, warum es aussichtslos war. Und immer sein wird. Denn es liegt nicht am Sprecher, sondern an: Österreich.

Denn in Österreich gibt es Sachen, die nicht gehen. Obwohl sie eigentlich funktionieren könnten. Die unfunktionierende Funktion also. Und die gibt es - glaubt zumindest der gelernte Österreicher - nur hierzulande. Denn so hat er es ja „gelernt“.

Keine Ahnung, ob auch die Engländer sagen: „Me as a trained englishman.“ Lamentieren Franzosen über das Dasein als „Français de formation“? Klagen die Italiener „Io como Italiano qualificato“? Gibt es so etwas wie den „gelernten Europäer“? Wenn ja, auch außerhalb von Brüssel? Und in welcher Sprache spricht man ihn aus?

Das wären Sachen, die könnten vielleicht die Menschen im EU-Parlament beantworten.

Das wird ja in diesem Frühling noch neu gewählt. Und bald danach stehen auch die Nationalratswahlen in Österreich ins Hohe Haus.

Und was wird wohl das wichtigste Thema in diesem kommenden Wahlkampf sein?

Vielleicht die Bedrohung der Demokratie durch Oligarchen, Korruption und gekaufte Medien? Eher nicht. Zu viele Betroffene in diesem Land.

Der Klimawandel und seine katastrophalen Folgen für uns, unsere Kinder und Kindeskinde? Eher auch nicht. Da müsste man selber etwas ändern.

Aber die Missstände in Pflege, Bildung und der Hunger jener Kinder, die am Tag nicht einmal eine warme Mahlzeit in einem Schnellrestaurant bekommen? Hallo?! Sicher nicht, das riecht ja nach Umverteilung!

Aber die Chancen und Risiken der künstlichen Intelligenz im Widerstreit mit der natürlichen Dummheit ist doch ein Thema! Was? Nein, das versteht ja keiner.

Deshalb wird all das im Wahlkampf keine Rolle spielen.

Dafür wird die eierlegende Wollmilchsau der politischen Debatte wieder durch dieses schöne Alpendorf getrieben werden, das diese Republik glaubt zu sein.

Man wird IHN wieder anrufen, den Gottseibeius der österreichischen Innenpolitik, der, über den wir am liebsten reden, weil wir uns so gut vor ihm gruseln

können. Er, unser politischer Krampus mit Akzent, unsere traditionelle Schiachperchte von außerhalb, er, der keine Kultur, kein Gesicht und keine Geschichte hat, weswegen man ihn auch überall hin- und herstellen kann, wo man ihn gerade braucht. Er, den man immer holt, wenn man über irgendetwas anderes, etwas Relevantes, etwas wirklich Wesentliches nicht reden will: der Ausländer.

Oder auch die Ausländerin.

Die beiden sind so praktische Wesen, sagt der gelernte Österreicher in mir. Denn der ausländische Mensch ist ein Mensch ohne Recht. Und ohne Stimme. Er tritt in unserer Medienwelt nur im Rudel auf, ist immer irgendwie bedrohlich, stets ein Problem, niemals eine Chance und bestenfalls eine fehlende Arbeitskraft.



Dieser Mensch aus dem sagenhaften Raum außerhalb der Staatsgrenzen, diesem nebulösem Imperium des Unösterreichischen, diesem grauenhaften „Ausland“, der wird vor den Vorhang gezerrt, wenn dahinter kleine schmutzige Geschäfte mit Rohstoffen, Waffen oder Immobilien getätigt werden. Also dauernd.

Und da steht er nun.

Und ist stumm. Dafür wird viel über ihn geredet. Es werden Uniformen gefordert, denn das stärkt das „individuelle Sicherheitsgefühl der Bevölkerung“.

Zu Deutsch: Den Paranoiden macht das Freude.

Was, wenn demnächst Arachnophobiker die Mehrheit haben? Kriegen dann alle einen Staubsauger geschenkt? Der gelernte Österreicher in mir sagt: „Möglich. Kommt drauf an, wer daran verdienen kann.“

Und da fragt man sich, warum eigentlich die Ausländer das nicht auch lernen können: Österreicher zu sein. Kann doch nicht so schwer sein.

Die Existenz der „gelernten Österreicher“ beweist es.

Wobei man sich fragt, was die „gelernten Österreicher“ eigentlich so antizipiert haben?

Haben die mit ihrer Familie einen Fluss durchschwimmen müssen oder mit dem Boot übers Mittelmeer fahren? Haben sie eine neue Sprache lernen müssen und einen mies bezahlten Job zum Überleben annehmen? Oder haben sie allen zeigen müssen, dass sie etwas im Hirn haben, weil das ihr Umfeld aufgrund ihres Geschlechts eigentlich nicht angenommen hat?

Was haben diese „gelernten Österreicher“ eigentlich gelernt? Was können die?

Außer ... jammern?

Über Ausländer reden. Das haben sie gelernt. Als Österreicher.

SEVERIN GROEBNER

Severin Groebner ist Kabarettist und Autor („Lexikon der Nichtigkeiten“). Alles Wissenswerte über und von ihm gibt es auf www.severin-groebner.de.